

Fernand Hoffmann

Ja zum Leben und zum Lebendigen

Zum 100. Geburtstag Werner Bergengruens

Werner Bergengruen ist Baltendeutscher, am 16. September 1892 in Riga als Sohn eines Arztes geboren. Er wuchs also in einer baltischen Provinz des Zarenreichs vor dem Ersten Weltkrieg auf und gehörte einer minoritären deutschsprechenden und in der deutschen Kultur verwurzelten Oberschicht über dem lettischen Volkstum an. Das brachte eine kulturelle Spannung mit sich, da der eigene Standort zu doppelter Assimilation, aber auch zweifachem Widerstand verpflichtete. Daraus ergab sich auch der Konflikt, der das geistige und menschliche Groß- und Starkwerden Bergengruens kennzeichnet, der Konflikt zwischen östlicher politischer und westlicher geistiger Autorität. Aus diesem Konflikt lebt seine innere Biographie. Ihr epischer Kristallisationspunkt ist Riga. Hier wurzeln die Erinnerungen Bergengruens, aus der fast alle seine Romane, Erzählungen und Gedichte und auch seine Figuren herauswachsen.

Das äußere Leben Bergengruens ist nicht sehr ereignisreich. Bis 1914 machte er Rechtsstudien in Marburg, München und Berlin. Dann nahm er am Ersten Weltkrieg teil und kämpfte gegen die Rote Armee im Baltikum. Von 1920 bis 1922 war er Redakteur der „Ost-Informationen“ und ab 1925 der „Baltischen Blätter“. In den frühen zwanziger Jahren wurde aus dem Journalisten Bergengruen der Erzähler. Das heißt, er brauchte das nicht zu werden, denn Bergengruen ist ein geborener Erzähler. Auch in seinen meisten Gedichten steckt noch ein epischer Kern. Aber Bergengruens Hang, in Geschichten zu denken, ändert nichts an der Tatsache, daß er von seiner geistigen und seelischen Struktur her zu metaphysischen Fragestellungen neigt. Es sind auch diese metaphysische Veranlagung und die aus ihr erwachsenden Zweifel, die ihn 1936 zum Katholizismus konvertieren ließen, der seine Zweifel zwar nicht völlig beruhigte, aber doch Antworten gab, die ihm einen gewissen inneren Frieden brachten. Daß Werner Bergengruen während des Dritten Reichs nicht unbehelligt blieb, versteht sich von selbst, hatte er doch 1936 den Roman „Der Großtyrann und das Gericht“ publiziert, den man wie Stefan Andres' Novelle „El Greco malt den Großinquisitor“ als ein verstecktes Pamphlet gegen die Diktatur ansehen konnte.

Der Begriff der „inneren Emigration“ hat heute durch den unglücklichen Brief Walther von Molos an Thomas Mann und die Kübel von Unrat, die nach dessen Antwort über letzteren ausgeleert wurden, einen etwas peniblen Beigeschmack.

Deshalb schrecken wir davor zurück zu schreiben, Bergengruen habe zur inneren Emigration gehört. Er gehörte zu jenen Schriftstellern, die sich von der nationalsozialistischen Barbarei absetzten und in eine Art von seelischer Emigration begaben und versuchten, sie selbst zu bleiben, ohne die Gefahren einer offenen Opposition auf sich zu nehmen. Diese Autoren scheinen die These von der „Stunde Null“, von der deutschen Nachkriegsliteratur als einem völligen Neubeginn, zu widerlegen. Sie schrieben im Vorkriegsdeutschland. Sie schrieben nach 1933, solange sie kein Schreibverbot erteilt und solange die Veröffentlichung ihrer Werke nicht unterbunden wurde, und sie schrieben nach dem 8. Mai 1945 weiter. Dabei ist es völlig abwegig, das, was sie auch 1945 schreiben, als einen radikalen Neubeginn anzusehen. Sie treten weiterhin für die Werte ein, die sie vor der Machtergreifung der Nationalsozialisten offen, während des Naziregimes versteckt verteidigt hatten. Es war dies der abendländische Humanismus mit einer starken oder weniger starken Betonung der christlichen Komponente, wie bei Erich Kästner und Ernst Wiechert. Aber auch ausgesprochen christliche oder gar katholische Autoren wie Elisabeth Langgässer, Gertrud von le Fort, Stefan Andres und Reinhold Schneider vertraten keineswegs ein stromlinienförmig-amtskirchliches Konventionschristentum, sondern ein sperriges, kantiges und unhandliches, problembezogenes und problematisches, extrem persönliches Christentum.

Doch es wäre falsch, angesichts dieser Autoren, zu denen auch noch Hermann Kasack mit „Die Stadt hinter dem Strom“ (1946) und – allerdings mit den nötigen Differenzierungen – Hans Carossa, Ernst Jünger und Gottfried Benn zu rechnen sind, zu behaupten, es habe keine „Stunde Null“ gegeben. Dazu schreibt Elisabeth Endres (Die Literatur der Adenauer-Zeit, 1983, 45): „Dennoch gab es so etwas wie eine Stunde Null. Sie ist nicht faßbar, wenn man sich auf das Bild einläßt, sie ist nicht zeitlich definierbar. Sie schiebt sich wie ein feiner Streifen ein, nimmt sich aus wie ein Sprung im Porzellan. Sie trennt Bücher, die im gleichen Jahr entstanden, veröffentlicht wurden. Sie trennt den jungen Heinrich Böll von Stefan Andres, Ilse Aichinger, die auch ihren Kafka gelesen hat, von Kasack, Günter Eich, der bereits vor 1945 publizierte, von Bergengruen. Die Literatur der einen ging weiter, sie schrieben Werke, bildeten das Establishment der ersten Jahre, repräsentierten würdig die Dichtung.“

Es ist auch wahrscheinlich dieser Riß gewesen, nicht wirklich sichtbar, eher eine Sache des Gefühls als des Verstands, der bewirkte, daß der Titel von Bergengruens Lyrikband von 1951 „Die heile Welt“ mißverstanden und als pejoratives Schlagwort ausgebeutet und mißbraucht wurde. Er wurde als restaurative Schönfärberei interpretiert, als Fassadenkosmetik an einer Gesellschaftsmoral, die nicht bloße Risse abbekommen hatte, sondern völlig in sich zusammengebrochen war. Dabei hatte Werner Bergengruen den Titel seines Lyrikbands nicht gesellschafts- und ideologiekritisch, sondern metaphysisch verstanden.

Dieses Mißverständnis ist aber, wie angedeutet, mehr als wahrscheinlich auf den feinen Riß zurückzuführen, der durch die deutsche Literatur vor und nach dem Zweiten Weltkrieg geht. Es scheint, daß das aus der Antike übernommene und später mit christlichem Denken und Wertvorstellungen durchsetzte Ideal des Humanismus weder als ethischer Maßstab noch als Bildungsgrundlage weiterhin tragfähig ist und weiterwirkt. Die Welt wird nicht mehr in dem Sinn als „heil“ verstanden, daß in ihr der „Ordo Dei“ durchscheint, wie Stefan Andres sagen würde. Menschen wie Werner Bergengruen, der sein geheimes Selbstporträt in der Figur des „Letzten Rittmeisters“ in seinem gleichnamigen und wahrscheinlich schönsten Buch gezeichnet hat, verstehen unsere Welt vielleicht noch auf ihre Weise, aber die Welt versteht sie nicht mehr:

„Der Rittmeister war schon auf der Kriegsschule durch seine Geschicklichkeit im Croquis-Zeichnen aufgefallen. Etwas Croquishafes haftete allen seinen Bildern an. Bestimmte Dinge wurden mit Präzision in den Mittelpunkt der Aufmerksamkeit gebracht. Das für wichtig Gehaltene war scharf hervorgehoben, das Überflüssige weggelassen oder durch rahmendes Laubwerk verdeckt. So kam eine mit Klarheit und Reinlichkeit gepaarte Anmut zustande, die diesen bescheidenen Bildern eine Beliebtheit sicherte. Bei Kunstgesprächen verhielt er sich schweigsam, ohne je die geringste Ungeduld zu zeigen. Höflich vorgeneigt, mit etwas angestrengtem Ausdruck hörte er zu, als wolle er gern sich belehren lassen und etwas Rechtes begreifen und müsse sich doch damit abfinden, daß dieses Bemühen ohne Frucht blieb. Es versteht sich leicht, daß er insbesondere mit avantgardistischen Gedankengängen nicht viel zu beginnen wußte.“

Das Weltbild des Rittmeisters, das auch dasjenige Bergengruens ist, gleicht einem solchen Croquis. Das sorgsam ausgezeichnete Wichtige und Wesentliche ist das, was auf eine ewige Ordnung hinweist, in dem zeichenhaft in der Endlichkeit der ewige göttliche Plan sichtbar wird. Der Mensch, der sich zu diesem Weltbild bekennt, wartet, wie Bergengruens Rittmeister, sein ganzes Leben lang auf den begnadeten Augenblick des Kairos, wo das Irdische ins Jenseitige einmündet und Zeit und Ewigkeit sich begegnen. Was den Rittmeister auszeichnet, ist Verstandes- und Herzensbildung, die sich durch Treue gegenüber dem, was die Zukunft an Bewahrenswertem bringt, zu erkennen gibt. Dabei vereint er in sich den nördlichen Hang zu mystisch-intuitiver Gesamtschau und den mediterranen Drang nach rationaler Klarheit.

Ob er Geschichten, Erzählungen, Novellen, Romane oder Gedichte schreibt, Werner Bergengruen ist ein Autor, der nie langweilt. Und schon damit macht er es Lesern schwer, die vor allem literarische Etikettierer und Klassifizierer sind. Gehört er zur E-Literatur oder zur U-Literatur? Die Leser haben das Gefühl, mit etwas konfrontiert zu sein, das mehr ist als Unterhaltung, und doch sind sie nicht gelangweilt, sondern hellwach und gespannt auf das, was kommt. Schwerer noch als dem Leser seiner Prosa macht er es dem Leser seiner Gedichte. Da ist beispielsweise – wie soll man nun richtig sagen: Gedichtband, Lyrikband oder einfach Buch? – „Die heile Welt“. Das hat den Umfang eines nicht zu ausgedehnten, aber auch nicht zu kurzen Romans. Und es liest sich auch wie ein Ro-

man oder ein Band Geschichten. Geht das an, daß man Gedichte wie Geschichten liest? Bergengruen läßt jedoch regelrecht dazu ein, „Die heile Welt“ wie ein Geschichtenbuch zu lesen.

Als ob sich die Literaturhistoriker und die Kritiker an Bergengruen hätten rächen wollen, weil er niemals langweilt, machten sie aus ihm einen Propheten, einen Weisen und einen Kündler ewiger Wahrheiten. Doch Bergengruen ist kein Prophet. Bergengruen war kritisch, skeptisch und hellsehtig genug, um zu wissen, daß die Zeit keine Propheten, sondern Zeugen brauchte. Nur das will Werner Bergengruen sein: Zeuge dafür, wie es einem Menschen möglich war, in einer Zeit wie der seinigen geistig zu überleben.

Liebe zum Leben

Geistig überlebt nur, wer dem Tod keine Herrschaft über sein Denken einräumt, wie es in Thomas Manns „Zauberberg“ heißt, wer um die Mächte in der Tiefe weiß, aber sich ihnen nicht hingibt, wer der Todessehnsucht die Liebe zum Leben entgegensetzt. Wenn Bergengruen das Leben meint, dann meint er das ganze, intensiv gelebte Leben. Sein Ja zum Leben ist rückhaltlos. Es ist weder das reservierte Ja des Epikuräers noch das selbstbewußte, die Todesangst übertönende und die mahnenden Requiemtöne ignorierende Ja des Don Giovanni. Es ist das herzhafteste, mutige, wenn auch risikobewußte Ja desjenigen, der weiß, daß es eine Zeit gibt zu leben und eine Zeit zu sterben und daß nur der gut stirbt, der auch gut zu leben und alles, was das Leben schenkt, als Gottesgabe zu genießen gewußt hat.

Von lutherisch-kalvinistischer Verachtung der Welt ist bei Werner Bergengruen nichts zu spüren. Man lese nacheinander die Schilderung der Fondue-Orgie im „Letzten Rittmeister“ und die Henkersmahlzeit in Friedrich Dürrenmatts „Der Richter und sein Henker“. Bei Bergengruen leben wir auf in der von innen wärmenden Liebesbotschaft der Agape, des Freundschaftsmahls. Bei Dürrenmatt weht uns die Kälte der Gefräßigkeit des Todes an. Da teilen keine Freunde ein Mal, um das Leben zu feiern. Es weht kein milder Frühlingwind und man spürt nicht jene Ausgelassenheit, die es billig und recht macht, im Frühling auch ein Pferd zu grüßen, wie im „Letzten Rittmeister“ die Anfangsverse der Präfation übersetzt werden. Da fressen der an Magenkrebs leidende Kriminalkommissar Bärlach, der die Rolle des Henkers übernommen hat, und sein Opfer Gastmann, das personifizierte Böse, den Tod in sich hinein: Essen als Symbol des dem Tod und dem Bösen Hingebenseins. In Bergengruens Bejahung des Lebens liegt jedenfalls einer der Gründe, weshalb er zum Katholizismus konvertierte.

Nur wer ja zum Leben sagt, ist auch fähig, mit heiterer Gelassenheit ja zum Tod zu sagen. Kurz vor dem Ersten Weltkrieg (1911–1914), als die Sensiblen un-

ter den Zeitgenossen – und zu ihnen gehörte Bergengruen – schon in dunklem Todesahnen vor dem nahenden Krieg erzitterten, schrieb Bergengruen das Gedicht „Kein großer Trauertrara“:

Durchschneidet die Schere mal klipp und klar
meines Lebensfadens Verkettung
(Pistolenschuß, Sturz vom Gaul herab
oder Bierherzverfettung).

Dann geht zur Kneipe und denkt allda
mein mit einigen Ganzen,
macht sonst kein großes Trauertrara,
sondern ordnet meine Finanzen.

Es sei der Herr von der Geistlichkeit
ein Kerl mit Quartan und Terzen,
mit einer handfesten Frömmigkeit
und einem bierehrlichen Herzen.

Er soll nicht sagen: „Der junge Mann
gab Anlaß zu schönstem Hoffen...“
Er sage getrost, was ich getan:
gerauft, geliebt und gesoffen.

Dann gebt mir ruhig und klaren Blicks
mit in die Grube drei Dinge:
eine blühende Rose, ein Kruzifix
und meine getreue Klinge.

Diese Verse könnten von Fontane stammen. Der Erzähler Bergengruen hat ja auch vieles mit dem sublimen Causeur gemeinsam. Dubslav von Stechlin und der letzte Rittmeister sind Zwillingbrüder. Manche Gespräche, die im „Stechlin“ geführt werden, könnten auch im „Letzten Rittmeister“ stehen. Und umgekehrt. Aber um die drei Dinge, die man Bergengruen in die Grube mitgeben soll: eine blühende Rose, ein Kruzifix und seine getreue Klinge hätte Hugenottennachkomme Fontane nicht gebeten. Der preußische Adel, der seine Romane bevölkert, die von Stechlin und von Zitzewitz, der Zieten aus dem Busch und der alte Dessauer, sie sind keine Nachfahren jenes Rittertums, in deren Burgen Minnelieder erklangen. Sie sind richtige Krautjunker, Adelige, an deren Stiefelsohlen die Scholle klebt und sie am Boden hält. Und es sind echte Protestanten. Kruzifix und Klinge können sie noch unter Umständen zusammendenken, aber dann würden sie eher Kreuz und Klinge sagen. Aber beim Kreuz an eine blühende Rose zu denken, das Symbol der glühenden Liebesleidenschaft, der hingebungs-vollen Diesseitigkeit mit dem ins Jenseits verweisenden Schmerzensholz zu verbinden, wäre Fontane nie eingefallen. Bei Bergengruen sehnt sich Talarschwarz nach Kardinalspurpur. In diesem Gedicht ist die Trennung zwischen Leben und Tod aufgehoben, sind Leben und Tod versöhnt. Der Tod gehört zum Leben. Aber das Leben gehört nicht dem Tod.

Unwillkürlich erinnern wir uns an die tolle Fastnachtsdienstagnacht in Carl Zuckmayers „Seelenbräu“, dessen ganzes Werk übrigens, wie das von Werner Bergengruen, ein eindeutiger „Aufruf zum Leben“ ist. Ohne Bruch geht das ausgelassene Fastnachtstreiben in das „Memento mori“ des Aschermittwochs über:

„Dieselben Leute, die sich jetzt noch wie losgelassene Erdgeister und tobende Rüpel gebärdeten, würden in ein paar Stunden ruhig und gelassen ihr Knie vor dem Altar beugen und vom Daumen des Priesters das Aschenkreuz, das Memento der kommenden Passion und Vergänglichkeit auf die Stirn empfangen. Dann würden sie, ebenso ruhig und gelassen, wenn auch nicht ohne Brummschädel und Haarwurzelizepen, an ihre Arbeit gehen. Jetzt aber überschlug sich noch einmal die entfesselte Lustbarkeit der späten Stunde.“

Diese „entfesselte Lustbarkeit“ besteht in einem urkomisch-grotesken und zugleich makabren Leichenbegängnis, bei dem eine Bierleiche eingesegnet wird. Den „Herrn von der Geistlichkeit“ nach dem Herzen Bergengruens finden wir auch im „Seelenbräu“, den Dechanten von Henndorf und geistlichen Gegen- und zugleich Mitspieler des Matthias Hochleithner, des Inhabers der Henndorfer Brauerei, des Herrn „Bräu“, auch „Leibesbräu“ genannt. Der Henndorfer Dechant ist wohl ein Gottesmann, ein Geweihter des Herrn, aber er ist auch und trotzdem ein gewöhnlicher Mensch „mit Frühstücksappetit und einem leichten Bronchialkatarrh“. Und daß er Mensch ist, mit allen menschlichen Schwächen, das ist in den Augen des Seelenbräu das Erstaunliche an ihm.

„Ein Priester, der immer im Bannkreis des Übernatürlichen verblieben wäre, Tag und Nacht im Dienst und Besitz der göttlichen Kräfte, wäre nicht so erstaunlich gewesen wie die Erscheinung eines Mannes, dem die Gewalt zu segnen, also wohl auch zu verdammen, gegeben war, und der wie ein anderer seine geknorfelte Speckwurst aß und einen Zahnstocher benutzte.“

Ein Geistlicher, wie ihn Werner Bergengruen einmal an seinem Grab stehen haben möchte, muß ein Mensch sein, der das Leben und die Erde, in die es eingepflanzt ist und aus der es wächst, rückhaltlos liebt, weil er felsenfest daran glaubt, daß sie von Gott geschaffen ist und Gott nur die Liebe sein kann. Es muß aber auch ein Mann sein, der um die Wirklichkeit des Bösen weiß und für den das Böse mehr ist als die bloße Abwesenheit des Guten. Dieses Böse kann man nicht hinnehmen. Man muß ihm mutig und, wenn es sein muß, mit dem Schwert entgentreten. Aber das Böse hat insofern seinen Platz im großen Schöpfungsplan, als es die Rose, als es Gott, der die Liebe ist, und das Kruzifix, den Kreuzestod gibt, durch den der Mensch gewordene Gott all denen, die Böses getan haben und es bereuen, Vergebung und Erlösung verspricht. Durch die Verbindung von Rose, Kreuz und Schwert, von all- und weltumfassender Liebe, Wissen um die Wirklichkeit des Bösen sowohl als auch um die Gnade und durch die Bereitschaft, dem Bösen entgentzutreten, wo man auf es trifft, ist dem Tod sein Stachel genommen. Tod und Leben gehören zum Kreislauf der Natur, zum ewigen Zyklus, der will, daß der Same sterbe, damit neues Leben daraus hervorwache. Rose, Kruzifix und Schwert als Grabeinlagen, das bedeutet ein vorbehaltloses Ja zum Leben mit allem, was es enthält.

Heile Welt?

Wer auch nur den „Großtyrann und das Gericht“ gelesen hat, weiß, daß Werner Bergengruen keineswegs ein blauäugiger Optimist war, sondern recht wohl um den heillosen Zustand unserer Welt wußte. Aber ebenso fest, wie er davon überzeugt war, daß die Welt, in der wir leben, keine heile Welt ist, ebenso unerschütterlich glaubte er daran, daß diese Welt wieder heil werden kann. Wenn er einem Buch den Titel „Heile Welt“ gibt, so ist das als Provokation gedacht, aber zugleich auch als Aufruf zum Widerstand gegen das Böse in jeder Form, auch gegen modische Weltuntergangsszenarios. Heil ist die Welt wieder dann, wenn sie als Ganzes begreifen, in der Tod und Leben versöhnt sind im Wissen, daß letzten Endes alles, was ist, gut ist, weil es besser ist, daß etwas ist, als daß es nicht ist.

So ist eine der schönsten Stellen aus Carl Zuckmayers „Seelenbräu“ zu verstehen. Der „Seelenbräu“ wandert nach einem Versöhnungsmahl mit dem „Leibesbräu“ in der Osternacht nach Hause. Er hat genügend abgehangene und richtig zubereitete Schnepfen und resch gebackene Froschschenkel verspeist, dazu einen vollmundigen, angenehm trockenen Weißwein von herrlicher Körperfülle getrunken und ist voll österlicher Lebenslust und Lebensfreude. Als er am Friedhof vorbeikommt, steht dort der Dodey, der Totengräber, übrigens auch die Bierleiche, die beim Fastnachtsdienstag-Schabernak eingesegnet wurde, im Begriff, dem alten Huemer, der zwar noch atmet, aber nichts mehr von sich und der Welt weiß, das Grab zu schaufeln, um das nicht, im Fall des Falles, mit feiertäglichem Brummschädel tun zu müssen. Der Dechant findet, daß er recht habe, und hilft ihm, das Grab zu schaufeln für einen, der noch nicht tot ist.

„Er nahm die Grabschaufel und begann wegzuschippen, was der Dodey aufharkte. Das tat ihm besser, als schlafen gehen. Tief zog er den Atem ein. Es roch nicht nach Tod und Verwesung. Es roch nach Graswurzeln und nach der feuchten, kräftigen Frühlingserde. Der Dechant schippte heiter, bis er zu schwitzen begann, und es schien ihm ganz natürlich, daß sie da auf dem hell beschienenen Kirchhof standen und eines Mannes Grab gruben, der noch gar nicht gestorben war. Nach einer halben Stunde fühlte er sich müd genug und wanderte langsam dem Pfarrhaus zu. Hinter ihm her wanderte der Mond. Er flimmerte in den Brunnen und funkelte in den Fenstern, er legte blasse Quadrate auf die Böden der stillen Bettkammern, er ließ die klebrigen Knospen wie kleine Laternen schimmern, er glomm durch die Ritzen der Viehställe, in denen ein Stroh raschelte, eine Kette klirrte. Er fleckte zwischen Bräu und Villa die dunkle Kastanienallee, durch die sich jetzt eine schwere, schwankende Gestalt, grunzend in schläfriger Vergnügtheit, Hand für Hand am glatten Holzgeländer nach Hause zog.“

Gottfried Keller bekennt, daß für ihn, seit er unter dem Einfluß der Kritik Ludwig Feuerbachs am Jenseitsglauben diesen abgelegt hatte, das Diesseits farbiger, reicher und tiefer geworden war. Die fast religiöse Intensität dieses Bekenntnisses, das in der poetischen Unmittelbarkeit und Einfachheit von „Augen meine lieben Fensterlein“ genauso überzeugend klingt, nimmt man Keller gerne ab. Für Werner Bergengruen – wie auch für Carl Zuckmayer – ist es aber erst der Tod als

Fluchtpunkt, auf den alle Lebenslinien hinstreben, der dem Leben seine Tiefendimensionen gibt und dazu einlädt, so intensiv wie nur möglich das Heute, das Leben mit allem, was dazugehört, zu genießen. Das Ja zum Leben und die darin enthaltene Aufforderung, intensiv zu leben, kommt bei Bergengruen aus der Erfahrung der Beständigkeit der Erde:

Was dich schreckte und scheuchte, vergiß.
Denn die Erde ist treu und gewiß.
Und du weißt dich vom Dunkel geliebt,
weil alles erneut sich begibt.

Mit dieser Strophe eröffnet Bergengruen den Lyrikband „Die verborgene Frucht“ (1938).

„Doch nimmer will die Treu der Erde enden“, heißt es in der letzten Lyriksammlung Bergengruens „Mit tausend Ranken“ (1956). In dem Symbol der „tausend Ranken“ kondensiert Bergengruen den Cantus firmus seines Werks. Er klingt altbekannt und hat eine ehrwürdige Tradition. Als literarisches Trostmotiv durchzieht er die Weltliteratur. Ihn in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts anzustimmen, erfordert indessen Mut. Bergengruen selbst ist auch nicht sicher, ob er weiter erklingen wird. Er ist Realist genug, um zu erkennen, daß Auschwitz und was dieses Jahrhundert noch alles an Schauplätzen der Greuel und des Grauens bot, zu einem unheilbaren Bruch zwischen Anschauung und Bewußtsein geführt hat. Hat Bergengruen sich selbst als den „letzten Rittmeister“, den letzten Dichter, verstanden? In einem zwei Jahre vor seinem Tod entstandenen Gedicht schreibt er: „Vielhundert Jahre gehn mit mir zu Grabe./Als eines Letzten wird mein Leben enden.“

Ob im Bewußtsein, keine Erben zu hinterlassen oder nicht, tut dem Testament Bergengruens keinen Abbruch. Sein Werk ist für ihn – und für uns heutige – weniger Botschaft als Zeugnis. Es ist geleistetes Dasein, das gründet auf dem Wissen um die Beständigkeit der Erde, dem Gefühl der Zusammengehörigkeit mit dem Ganzen, der Überzeugung, daß der Mensch, was immer auch geschehen mag, nicht aus der Welt fallen wird. Dieses Weltverhältnis symbolisieren bei Bergengruen die „tausend Ranken“.

In der griechischen Philosophie steht die Natur für zweierlei. Einmal wird sie verstanden als humanistische Herausforderung in dem Sinn, daß der in die Natur eingebundene Mensch einsieht, daß er erst voll und ganz zum Menschen wird, wenn er als denkendes Wesen über die Natur hinauskommt und die Schwerkraft der Naturwüchsigkeit durch die Freiheit des Geistes ausgleicht und ein Reich der Freiheit schafft, in dem das Naturgesetz der Schwerkraft nicht gilt. Hier stoßen wir bei den Griechen aber auch auf die andere Tendenz, nämlich das Bewußtsein, daß die Natur dem Denken und Handeln des Menschen ein Modell vorgibt, an dem es sich orientieren, und Maßstäbe, an denen es sich korrigieren kann. Es stehen sich hier zwei Naturauffassungen gegenüber, eine dynamische und eine

statische. Die dynamische setzt das Werden über das Sein. Für sie bleibt die Idee des unentstellten Lebens erst zu verwirklichen. Der Vater dieses Denkens ist der Vorsokratiker Heraklit. Die statische Naturauffassung, die der Vorsokratiker Parmenides vertritt, stellt das Sein über das Werden. Die Sinnfrage wird nicht mit dem Hinweis auf eine heile Welt beantwortet, die erst zu erstellen ist, sondern mit der Erinnerung an einen heilen Ursprung, zu dem es zurückzukehren gilt.

Bergengruen macht sich beide Positionen zu eigen und verweist sie gleichzeitig in den Bereich des Übernatürlichen, des „Übermorgen“, wie es in dem Gedicht „Leben eines Mannes“ aus dem Jahr 1930 heißt. Aber solange das Herz noch schlägt und das Blut heiß und drängend durch die Adern treibt, ist „Hiersein alles“ (Rilke). Dieses rückhaltlose Ja zum Leben, die absolute Bereitschaft, zu lieben und zu leiden, wurzelt in dem Glauben, daß die Natur in ihrem Letzten unverwundbar ist. Die Gewähr für diesen Glauben ist die transzendente Rückbindung der Schöpfung, das „Kruzifix“, das „Übermorgen“, die Verwandlung des Kreises der ewigen Wiederkehr in heilsgeschichtliche Linearität. Aus dem Glauben wird das Gefühl geboren, daß die Natur in ihrem Kern trotz allem unverwundbar ist. Auf diesen Glauben, allerdings ohne dessen transzendente Dimension, läuft auch die Grunderfahrung der sieben KZ-Flüchtigen, von denen nur einer durchkommt, in Anna Seghers „Das siebte Kreuz“ hinaus. Sie ist resümiert in dem Kernsatz des Romans: „Wir fühlten alle, wie tief und furchtbar die äußeren Mächte in den Menschen hineingreifen können, bis in sein Innerstes, aber wir fühlten auch, daß es im Innersten etwas gab, was unangreifbar war und unverletzbar.“

Das schon erwähnte Gedicht Werner Bergengruens „Leben eines Mannes“ entstand 1930, also in einem Augenblick, wo sich für Weit- und Klarsichtige die nationalsozialistische Katastrophe schon abzeichnete. Die Produktions- und Rezeptionssituation ist derjenigen von „Kein großes Trauertrara“ ähnlich.

Gestern fuhr ich Fische fangen,
heut bin ich zum Wein gegangen,
– Morgen bin ich tot –
Grüne, goldgeschuppte Fische,
rote Pfützen auf dem Tische,
rings um weißes Brot.

Gestern ist es Mai gewesen,
heut wolln wir Verse lesen,
morgen wolln wir Schweine stechen,
Würste machen, Äpfel brechen,
pfundweis alle Bettler stopfen
und auf pralle Bäuche klopfen,
– Morgen bin ich tot –
Rosen setzen, Ulmen pflanzen,
schlittenfahren, fastnachtstanzen,

Netze flicken, Lauten rühren,
Häuser bauen, Kriege führen,
Frauen nehmen, Kinder zeugen,
übermorgen Kniee beugen,
übermorgen Knechte löhnen,
übermorgen Gott versöhnen –
Morgen bin ich tot.

Nichts hindert daran, diese Verse als eine Huldigung an das Hier und Jetzt zu verstehen, an die schenkende Fülle der Natur und als Aufforderung, diese heute zu genießen, weil man morgen schon tot sein kann. Und alle Pflichten Gott und den Menschen gegenüber soll man aus dem Bewußtsein verdrängen und dem Übermorgen überlassen. So verstanden wäre das Gedicht eine Diesseitshuldigung im Sinn von Gottfried Keller und dem „nunc est bibendum, nunc pede libero pulsanda tellus“ des Horaz. So gelesen, fällt das Gedicht allerdings aus dem Gesamttenor des lyrischen wie auch des epischen Schaffens Werner Bergengruens heraus.

Man kann das Gedicht aber auch anders lesen. Mitten im Lebenstrubel dieser Welt an die andere Welt, an das Jenseits denken, heißt das nicht, dem Tod die Herrschaft über das Lebendige geben? Gewiß, Knechten ihren Lohn vorenthalten, heißt verantwortungslos handeln, wie es auch nicht angeht, Gott nicht zu geben, was Gottes ist. Aber lesen wir die Überschrift. Da steht nicht: „So lebe der Mensch“ und auch nicht „Leben eines Menschen“, sondern „Leben eines Mannes“. Was lyrisch evoziert wird, ist die Existenz, das konkrete Leben eines konkreten Individuums und zwar eines Mannes mit allen positiven und negativen Eigenschaften und Verhaltensweisen, die das einbegreift. Nichts hindert daran, das Gedicht vor einem autobiographischen Hintergrund zu verstehen. Es wird das Leben eines lebenshungrigen, tatfreudigen und energischen Mannes skizziert, der, nicht ganz ohne schlechtes Gewissen, Besseres auf übermorgen verschiebt, weil er heute Gutes zu tun hat, das ihm das Morgen verderben kann. Da schreibt einer, der im Geist willig und im Fleisch schwach ist und der sein Leben, eben weil es nur sein Leben ist, voll und ganz lebt. Dabei irrt er womöglich! Aber er trägt in sich die unerschütterliche Gewißheit, daß das Leben, das Heute, in seinem Kern nicht irrt, weil es an einem Übermorgen festgemacht ist wie die Gondel am Luftschiiff. Weil das Leben kein bloßer Auswurf des Nichts ins Leere ist und der Tod mehr als eine Rückkehr ins Nichts bedeutet, sind Versäumnisse in Hinsicht auf die Transzendenz, die in Hingabe an die Existenz und die Immanenz geschehen, verzeihlich und nachholbar.

Wasser, Luft, Feuer, Erde,
Elemente selbvier!
Verbindet, verbündet euch mir
in meiner Angst und Beschwerde,
in meinem Gefängnis,
meines Herzens Bedrängnis.

Fisch, komm aus dem Meer,
Vogel flieg her,
Schnecke, kriech an,
Feuerwurm, spring aus dem Herde!
Wasser, Luft, Feuer, Erde,
Elemente selbvier,
ihr seid samt allem Getier
von Vater Noahs Herde,
verbindet, verbündet euch mir
und vierfach gedenket mein.
Laßt aber ihr mich allein,
so war Sankt Peter in Ketten geschnürt,
so hat ihn ein Engel davongeführt,
diese zwei ruf ich an,
weil niemand sonst helfen kann.

In diesem „Um Bundesgenossenschaft“ überschriebenen Gedicht wird um eine zweifache Bundesgenossenschaft gebeten, um die der Natur und die der Übernatur. Der Dichter fühlt sich den elementaren Urkräften, der unbelebten Natur und der Tier- und Pflanzenwelt verbunden. In der letzten Strophe wird dann der Zweifel wach, ob nicht auch die Natur, die Halt und Geborgenheit gibt, verwundbar ist und besiegt werden kann, ob nicht auch die Heilkraft der Natur erschöpfbar ist. Dann bleibt, wie dem in Ketten gelegten Apostel Petrus, nur der Glaube an die Übernatur, an den Engel, der den Gefesselten davonführt. Nicht aus der Natur fließt für Bergengruen, wenn Gesundung nicht mehr möglich scheint, die heilende Kraft, sondern aus der Übernatur.

Kommunikation mit der Natur und den Menschen

Dieses Gedicht ist Werner Bergengruens Antwort auf Rainer Maria Rilkes erste Duineser Elegie („Wer, wenn ich schrie, hörte mich denn aus der Engel Ordnungen“). Der Ruf des Menschen, oder besser der verzweifelte Schrei der Kreatur nach einer Antwort vom Absoluten her, aus „dem andern Bezug“, wie Rilke sagen würde, verhallt bei Bergengruen nicht ungehört. Der Mensch „vergeht“ auch nicht vor dem „stärkeren“ Sein des Engels wie in der ersten Duineser Elegie. In andern Worten, das Absolute ist nicht, wie in der Theologie Karl Barths, das „ganz Andere“. Vielmehr sind die Kreatur und das Absolute einander zugeordnet wie Ruf und Antwort. Zwar geht der Riß der „Erbsünde“ durch die Schöpfung. Mit dem Wissen um Gut und Böse hat das Böse Macht über den Menschen gewonnen. Aber die Schöpfung ist nicht auseinandergebrochen. Zwischen der Natur und der Übernatur klafft wohl ein Riß, aber es ist kein unüberbrückbarer Abgrund. Die Kommunikation ist noch möglich.

Bergengruen versteht den Weltprozeß, den Naturablauf und die außer- und

zwischenmenschlichen Beziehungen nicht als die prästabilisierte Harmonie fensterloser Monaden. Menschsein heißt für ihn nicht Geworfen-Sein in eine letztlich sinnlose Welt, nacktes Da-Sein ohne Herkunft, ohne Zukunft, ohne zu wissen, wer und wie man ist. Der Mitmensch ist nicht die Hölle, weil er das Ich an der einzig möglichen Sinnerfüllung, nämlich in absoluter Freiheit sich selbst zu wählen, hindert. In der Kommunikation mit der Natur, der Welt und den Menschen wird der Mensch er selbst. In der Hinwendung zum Objekt wird das Subjekt erst voll und ganz Objekt und umgekehrt. Erst in der gegenseitigen Öffnung finden Ich und Du ihre personale Erfüllung.

Der Kommunikation kommt im Welt- und Menschenbild Werner Bergengruens eine zentrale Bedeutung zu. Kommunikation ist für ihn zunächst einmal vertikale Kommunikation: Religion in der etymologischen Bedeutung des Wortes, das heißt Verständigung zwischen Oben und Unten, Himmel und Erde, Immanenz und Transzendenz. Bergengruens Gott ist nicht der ganz andere, verborgene Gott. Sein Gott lädt die Menschen ein, sich an ihn zu wenden. Gott bedarf der Menschen, um seinen göttlichen Plan auszuführen, wie er in dem Gedicht „Stimme Gottes“ zeigt:

Scheu dich nicht, mich anzugehen.
Meine Wohnung ist nicht klein.
Willst du aber draußen stehen:
Auch dies Draußen, es ist mein.

Wohl empfang ich, die gereinigt
niebegangne Schuld gebüßt.
Doch es sind, die mich gesteignigt,
gleichermaßen mir gegrüßt.

Wenn die letzten Tuben tönten
von beglühnten Wolkenspitzen,
werden auch die Unversöhnten
mit an meinem Tische sitzen.

Neben der vertikalen Kommunikation gibt es aber auch die horizontale Kommunikation als Einverständnis und Solidarität der Menschen untereinander und als Eingewobensein des Menschen in die Natur. Werner Bergengruen versteht die Kommunikation als allumfassende Kraft. Es gibt keine Gottesferne. Auch die, die sich in einem bewußten Willensakt von der Gemeinschaft der Kinder Gottes ausschließen, die „draußen stehen wollen“, stehen in Wahrheit drinnen, weil dieses Draußen wohl das Ihrige, nicht aber das Draußen Gottes ist. Das „letzte Gericht“ wird nicht an einem Richtertisch, sondern um eine zu einem Freundschaftsmahl gedeckte Tafel stattfinden, einem Versöhnungsmahl Gottes, das die Unversöhnten nicht ausschließt. Im „Dies Irae“ Bergengruens ist keine Rede von Zorn und Tränen.

Am 4. September 1964 ist Werner Bergengruen in Baden-Baden gestorben.